KIRCHE IM HOCHHAUS

KOMMT ES ZU EINEM NEUEN KIRCHENBAUTYPUS?

Wenn man durch die neuen Wohnviertel am Rand der Großstädte geht, wird man meist vergeblich nach einem Zentrum suchen, wie es für die alten Städte so charakteristisch war. Findet man schließlich doch einen großen freien Platz zwischen Wohnblocks und Hochhäusern, dann handelt es sich um eine Grünanlage oder einen Parkplatz. In früheren Zeiten hätte man in der Mitte oder an den Rand eines solchen Platzes jedenfalls eine Kirche hingestellt. Ihr Turm hätte die umliegenden Häuser weit überragt, als eine sichtbare Mahnung im Getriebe der Welt das Jenseitige nicht zu vergessen.

Die Verhältnisse haben sich geändert. Wir leben nicht mehr im Mittelalter. Jede Zeit hat ihre bestimmten Lebensformen, jede Zeit hat aber auch ihren eigenen Weg zu Gott. Für den Kirchenbau folgt daraus: jede Zeit muß deshalb auch den ihr gemäßen Kirchenbautypus entwickeln.

Nach einem neuen Baustil suchen die Architekten schon seit über einem halben Jahrhundert, ohne ihn jedoch bis jetzt gefunden zu haben. Während man im 19. Jh. im Kirchenbau frühere Stilformen einfach nachgeahmt hat, versuchte man in der neueren Zeit sie ins Moderne zu übersetzen, vor allem den romanischen, gotischen und barocken Baustil. Es waren jedoch nicht mehr wie im vergangenen Jahrhundert die typischen Stilelemente, die übernommen worden sind, sondern in erster Linie die Gesamtkonzeption der jeweiligen Periode.

Ein frühes und bekanntes Beispiel moderner Gotik ist die Kirche Sagrada Familia in Barcelona aus der Zeit der Jahrhundertwende[1]). Mehr als zwanzig Jahre jünger ist die Abteikirche von Münsterschwarzach von Dominikus Böhm, zu der die frühromanische Basilika das Modell abgegeben hat; eine Schöpfung übrigens, die als geglückt gelten muß und die man auch heute noch gern anschaut.

Die meisten Bauten der letzten zehn Jahre stellen jedoch eine deutliche Antithese zu den eben genannten Baustilen dar. Sie haben fast jede Bindung an überlieferte Formen abgestreift und entbehren, im bewußten Gegensatz zum Barock, in der Regel jeden Schmuckes. Neue Wege hat vor allem Rudolf Schwarz aufzuzeigen versucht.[2]) Es sind jedoch Versuche geblieben, die sich kaum durchsetzen werden.

Man muß heute eigentlich zwei Arten von modernen Kirchenbauten unterscheiden. Die ersten sind die reinen Zweckbauten. Sie verzichten bewußt darauf, Kunstwerke zu sein; nach dem Satz: Zweck und Material ergeben die Form. Diese Kirchen sind gut beleuchtet, gut heizbar, haben eine einwandfreie Lüftung und Akustik. Der Altar ist von allen Plätzen aus gut sichtbar. Sie tragen aber vielfach den Spottnamen „Seelensilo" oder „Paternostergarage"; und nicht zu Unrecht, denn sie sind ohne Schönheit und Schmuck, kalt und leer.

Andere Kirchenbauten haben ihr Modell in der Wallfahrtskirche in Ronchamp, erbaut 1952–55 vom genialen Le Corbusier. Ihm, dem völligen Agnostiker, gelang hier etwas wirklich Neues, ein architektonisches Kunstwerk[3]).

---

[1]) Abbildung in J. Pichard, Kirchen der Gegenwart – Kirchen der Welt (Paris 1960) 27 Abb. 12 (mit weiteren Beispielen).

[2]) R. Schwarz, Vom Bau der Kirche (Würzburg 1938); ders., Kirchenbau. Welt vor der Schwelle (Heidelberg 1960) mit vielen Abbildungen moderner Kirchen.

[3]) Abbildungen in Pichard, Kirchen der Gegenwart 75–81.

Doch es wurde keine Kirche daraus, wenn man darunter einen Kultraum für den Gemeindegottesdienst versteht: höchstens ein Raum, der einstimmt und zur Besinnung ruft, in dem man vielleicht gut beten kann. Aber nicht mehr.

Nachdem in Ronchamp von Le Corbusier gezeigt worden ist, wie aus einem Zweckbau dynamische Architektur werden kann, wurde der Kirchenbau zum Tummelplatz des Subjektivismus der Baumeister. Bald machten sie die Gotteshäuser vieleckig und spitz, als ein Bild des Zeltes Gottes unter den Menschen, bald rund und oval unter Betonung des Altars als Zentrum. Bald mußte der Altarraum dunkel sein, um das Mysterium, das hier gefeiert wird, anzuzeigen, bald wieder hell, um das heilige Geschehen sichtbar zu machen. In Brasilien baute man sogar eine „Schneckenkirche", um den Gang zum Allerheiligsten schwieriger zu machen.

So gestaltete jeder Architekt seine persönliche Vorstellung von einer Kirche. Immer mehr wurden dabei die Bauten zum Symbol auch unserer Zeit, zu einem Zeichen der Auflösung der bisherigen Werte, vor allem aber zum Symbol des Chaotischen der gegenwärtigen Welt.

Doch ist es wirklich nötig, dieses Chaotische, das wir ständig vor Augen haben, auch noch in riesigen Sakralbauten zu dokumentieren? In erschreckender Weise tun dies z. B. die neuen, in ihrer Art sicher großartigen Modelle von Walter M. Förderer in dem Heft „Neue Schweizer Kirchen" (Christliche Kunstblätter 1/1967). Hier ist alles aufgelöst und verzerrt, bis hinauf zum Kreuz auf der Spitze des Baus.

Es genügt, wenn die nicht-religiöse moderne Malerei und Plastik das Chaotische sowie die allgemeine Auflösung der überlieferten Werte widerspiegelt. Um wirkliche Kunst handelt es sich dabei kaum. Wahre Kunst muß mehr sein als nur ein Spiegelbild der Zeit. Vor allem gilt dieser Grundsatz aber für die sakrale Kunst. Sie muß in erster Linie vom Kultischen her gesehen werden und auf die Liturgie ausgerichtet sein, wie denn auch die Ostkirche eine eigene Bildtheologie entwickelt hat.[4])

Entsprechendes gilt vom Bau einer Kirche. Sie ist primär Kultraum mit eigenen Gesetzen, die nicht dem Wandel der Zeiten unterworfen sind. Auffällig ist, daß der Kirchenbau des 1. Jahrtausends, der diese vom Kult her gegebenen Gesetze streng verwirklicht hat, heute kaum irgendwo als Ausgangspunkt genommen wird; wahrscheinlich deshalb, weil ihn die Baumeister in seinen verschiedenen Ausbildungen nicht genügend kennen. Doch wären sicher gerade hier Ansatzpunkte für einen neuzeitlichen Baustil zu finden. Vor allem aber könnte man an den frühen Kirchenbauten lernen, wie der Altar und Altarraum liturgisch zu gestalten sind. Die Architekten lassen sich in dieser Hinsicht heute immer noch von Gedanken bewegen, die im Barock oder im 19. Jh. wurzeln, als eine Liturgie gepflegt wurde, die wir heute überwinden wollen: ein Gottesdienst nämlich, in dem die Gläubigen bloße Zuschauer waren.

Wenn wir aber ehrlich sind, müssen wir uns eingestehen: wir sind nicht mehr in der Lage, einen neuen Kirchenbaustil zu entwickeln und zwar deshalb, weil die geistigen Voraussetzungen, wie sie im Mittelalter und teilweise noch in der neueren Zeit gegeben waren, heute weithin fehlen.

---

[4]) Vgl. G. Wunderle, Über die heiligen Ikonen, in: Der christliche Osten. Geist und Gestalt (Regensburg 1939) 231–244; L. Koch, Zur Theologie der Christusikone, in: Benediktinische Monatsschrift 19 (1937); H. Menges, Die Bilderlehre des hl. Johannes von Damaskus (Münster 1938).

Die christliche Kirche ist in der gegenwärtigen Zeit nicht mehr die tragende Kraft der Gesellschaft, auch wenn ihre führenden Vertreter mehr denn je in höchstem Ansehen stehen. Die Zahl derer, die sich nicht mehr von der Kirche angesprochen fühlen, wächst immer mehr. Waren es im vorigen Jahrhundert die Massen der Arbeiter, die der Kirche entfremdet wurden, so wird uns dieses Jahrhundert nach einem bekannten Wort „den gottlosen Bauern bringen". Das Gotteshaus wird deshalb auch nicht mehr wie ehedem als das gemeinsame Vaterhaus der Bewohner eines Ortes angesehen.

Und doch bauen die Architekten heute so, als ob sich nichts geändert hätte, als ob die christliche Gesellschaft immer noch intakt wäre. Sie stellen riesige Bauwerke hin, den Domen des Mittelalters vergleichbar, die den Anschein erwecken, als sei die Kirche noch der große Magnet, der die Menschen anzieht. Die Architekten können es: einfach deshalb, weil vielfach noch genügend Geld vorhanden ist, um diese oft recht kostspieligen Bauwerke zu errichten.

Doch werden wir in naher Zukunft noch so viele Gläubige haben, um diese Riesen-Kirchen zu füllen? Und wenn ja, werden sie sich dann auch noch in ihnen heimisch fühlen?

Was bleibt zu tun? Wir müssen uns im Kirchenbau den veränderten Verhältnissen anpassen. Wir müssen den Weg verlassen, den das Abendland seit der Errichtung der romanischen Dome in Speyer, Worms und Mainz über die zum Himmel ragenden Kirchen der Gotik in Köln oder Ulm bis zu den verspielten Bauten des Rokoko gegangen ist. Wir sind heute im Kirchenbau am Ende. Es gibt weder eine Weiterentwicklung noch ein Zurück. Letzteres hat das 19. Jh. versucht. Die Folgen waren abscheuliche Nachahmungen unverstandener vergangener Stilperioden[5]).

Es ist aber seltsam: der gleiche moderne Mensch, dem es offensichtlich nicht mehr gelingen will einen neuen Kirchenbaustil zu entwickeln, stellt Bauwerke profaner Art, vor allem technischer Natur, von großer Vollkommenheit her, die nicht selten zudem noch von einer monumentalen Schönheit sind. Man denke nur an so manche kühne Brückenbauten, an mächtige Stauwerke oder auch an Ausstellungshallen und ähnliche Bauten. Im Funktionellen sind wir heute Meister, hier überragen wir die vergangenen Jahrhunderte; nicht jedoch im Künstlerischen.

Dabei hat keine Zeit so große Kenntnis vom künstlerischen Schaffen vergangener Jahrhunderte und somit von guten Vorlagen wie die unsere. Keine Zeit hat aber auch so wenig von dieser Kenntnis Gebrauch gemacht. Woher das kommt, dies zu zeigen ist hier nicht die Aufgabe.

Welche Folgerungen ergeben sich aus all dem? Wir sollten heute nicht mehr den Versuch machen, einen neuen Kirchenbaustil zu entwickeln, d. h. Gotteshäuser zu bauen in der Art der abendländischen Kirchen der vergangenen 800—900 Jahre, nur eben modern. Wir können gerade noch ganz einfache Zweckbauten hinstellen, die nach außen hin gar nicht sehr in Erscheinung treten. Ein Beispiel und irgendwie auch ein Symbol ist die berühmte Scheunenkirche von Emil Steffen in Lothringen. Als der Architkt während des letzten Krieges das zerstörte Dorf Bust wieder aufbaute, errichtete er diese als Scheune

---

[5]) Vgl. die Studie von A. Kamphausen, Gotik ohne Gott. Ein Beitrag zur Deutung der Neugotik und des 19. Jahrhunderts (Tübingen 1952).

getarnte Kirche ohne Wissen seiner Auftraggeber. Die Nazis haben nie entdeckt, daß die Bevölkerung von Bust dorthin in die Kirche ging.

Wir können nur noch solche sakrale Bauten errichten, die keinen Anspruch erheben zugleich auch ausgesprochene Kunstwerke zu sein. So wurde in einem vorausgegangenen Artikel in dieser Zeitschrift als ein Beispiel der einfache Rundbau (Arena-Typus) genannt[6]). Wir können aber auch die Konsequenzen aus der geistigen Entwicklung ziehen und eine ganz neue Form des Kirchenbaues ausbilden, die unserer Zeit gemäß ist und sich vor allem für die Außenbezirke der Großstädte empfiehlt. Darüber soll nun gesprochen werden.

Der selbe Architekt Förderer, dessen Versuche eines modernen Kirchenbaus oben abgelehnt wurden, weil sie zu sehr ein Spiegelbild des Chaotischen unserer Zeit sind, hat in seinem Buch „Kirchenbau von heute und morgen?" (Zürich 1964) einen Gedanken entwickelt, der einen gangbaren Weg aus der „Kirchennot" in den Randgebieten unserer Großstädte aufzeigt. Er empfiehlt den Bau von Hauskirchen, indem im Rahmen des Stockwerkeigentums in Hochhäusern der Kirchenraum eingekauft wird.

Für einen solchen Kirchenraum gibt es verständlicherweise keine außenarchitektonischen Probleme mehr. Die Außenarchitektur ist ja durch das Hochhaus schon vorgegeben. Die Aufgabe des Baumeisters wird nur noch sein, den Innenraum für die Zwecke des Kultes zu gestalten. Da dieser Raum naturgemäß eine bestimmte Größe nicht überschreitet und wesentlich kleiner sein wird als die Mehrzahl der bisher üblichen Kirchenbauten, ist die Innengestaltung wesentlich erleichtert. Es wird sich in der Regel um Räume mit einem quadratischen oder rechteckigen, nur gelegentlich um einen polygonalen oder unregelmäßigen Grundriß handeln.

Die Archäologie lehrt, daß die Kirchenbauten des 1. Jahrtausends, von Wallfahrtskirchen abgesehen, in ihrer überwiegenden Mehrheit ebenfalls relativ kleine rechteckige Räume waren. Die älteste Kathedrale von Aquileja aus dem 4. Jh. maß nur 37 auf 20 Meter[7]), das Kirchlein des hl. Prokulus bei Naturns (Meran) aus dem 8. Jh. sogar nur 5.40 auf 4,80 Meter; es war also nicht größer als ein durchschnittliches Wohnzimmer.

Wir dürfen nicht vergessen: Die ursprüngliche Feier der Eucharistie, die Begehung des „Herrenmahls" (1 Kor 11, 20), war eine Feier im „cenaculum", also eine Feier im kleinem Kreis. Und eine solche soll die heilige Messe im Idealfall auch immer sein: eine Tischgemeinschaft mit Christus dem Herrn.

Wie sollen sich aber die Anwesenden als eine Tischgemeinschaft fühlen, wenn sie sich in einer riesigen und dazu noch überhohen Kirche befinden und wie im Theater in Reihen hintereinander sitzen, während der Zelebrant mit seiner Assistenz weit vorn auf einem erhöhten Platz vor einem riesigen Steinaltar steht und den Gottesdienst feiert?

Dabei ist es, was die Verbindung zu den Gläubigen betrifft, weithin ohne Bedeutung, ob der Priester vor oder hinter dem Altar steht. Viel entscheidender dürfte sein, daß er den Teilnehmern nahe ist; wie in den Kirchen des Ostens (in Griechenland oder Rußland), wo Priester und Diakon immer wieder während der Feier der Liturgie mit den Gläubigen in „Tuchfühlung" kommen: bei der Beräucherung der Teilnehmer, beim Singen der Litaneien (durch den Diakon), beim feierlichen Vortrag des Evangeliums usw.

---

[6]) K. Gamber, Probleme des Kirchenbaues heute, in: Heiliger Dienst 18 (1964) 88–93.

[7]) Vgl. K. Gamber, Frühe Gottesdiensträume, in: Liturgie übermorgen (Freiburg 1966) 75–81.

In der Münchener Kirchenzeitung Nr. 8 (1967) wird auf S. 12 die neue Kirche von Mittersendling in München als ein Beispiel dafür hingestellt, „wie die Architekten heute die geistigen Inhalte, um die es hier (bei der neuen Liturgie) geht, in den Griff bekommen haben". Wir müssen uns jedoch allen Ernstes fragen: Haben die Architekten und nicht zuletzt die Bauherrn, die Pfarrer, wirklich verstanden, worum es bei der Erneuerung der Liturgie eigentlich geht?

Die Höhe des Altarraumes erreicht in Mittersendling 22 Meter, eine Höhe, die sogar noch über der des Kirchenschiffes liegt. Durch diese gewaltige Höhe des Altarraums, die heute noch immer mehr in Mode zu kommen scheint – sie steht ganz im Gegensatz zur relativ niederen Apsis der früheren Kirchenbauten – verliert die Feier der Liturgie jene „Intimsphäre" die zu ihrem Wesen gehört. Sie ist in den Kirchen des Ostens noch zu finden, im Westen jedoch ging sie in den überhohen gotischen und barocken Kirchen verloren. Dazu kommt noch, daß in unserem Fall als Altar ein Steinkoloß einsam mitten in diesem überhohen Altarraum steht, nur von sechs Altarleuchtern flankiert. Und daß dazu noch jeder Schmuck des Raumes durch Gemälde und dgl. fehlt.

Vielleicht typisch für unsere Geisteshaltung ist die riesige Tanne, die auf dem Bild des Innenraumes von Mittersendling in der Kirchenzeitung zu sehen ist. Sie steht links vom Altar und überragt diesen um ein Vielfaches. Soll sie etwa die fehlende „Intimsphäre" erzeugen? Auf sie fällt auf jeden Fall in erster Linie der Blick des Eintretenden. Und nicht mehr wie im 1. Jahrtausend der Kirchengeschichte auf die Gestalt des Pantokrator in der Apsis oder am Triumphbogen. Der Besucher schaut in Mittersendling – ähnlich ist es in der Mehrzahl der übrigen modernen Kirchen – auf eine leere Wand „aus rotbraunen westphälischen Klinkern".

Man kann einwenden und sagen: Es soll dadurch das Wesentliche betont werden und dieses ist eben das feierliche Geschehen am Altar; nichts soll von ihm ablenken. Dieser Gedanke ist an sich richtig. Doch kann man tatsächlich in der Praxis von einem heiligen Spiel reden, das den Besucher in seinen Bann zieht?

Es wird bei uns im Abendland nach der Liturgiereform in vielen Orten eine bis ins Letzte simplifizierte und z. T. mißverstandene römische Liturgie praktiziert. In ihrer bisherigen Hochform gefeiert war sie von einmaliger Schönheit. Ihrer modernen Vereinfachung gegenüber muß aber der evangelisch-lutherische Gottesdienst fast wie ein Pontifikalamt anmuten. Diese Nüchternheit und Kälte, die das moderne Gotteshaus und die praktizierte neue Liturgie vielfach ausstrahlen, ist von der Liturgiereform, die auf alle Fälle noch in ihren Anfängen steckt, sicher nicht gewollt.

Um nochmals auf unser Beispiel, die Kirche von Mittersendling, zurückzukommen: Es sei nicht geleugnet, daß der Raum als solcher imponiert und architektonisch gut ist. Er eignet sich jedoch aus den angeführten Gründen nicht für eine Kirche noch weniger für die kommende Liturgie.

Es wäre deshalb besser, wenn wir uns eingeständen, daß wir im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht in der Lage sind, in kirchenbaulicher Hinsicht etwas wirklich Bleibendes zu schaffen. Man sollte aber meinen, daß eine Kirche, deren Bau Millionen verschlingt, für Generationen gebaut und so vielen Tausenden eine geistige Heimat wird.

Wie wir heute die Kirchenbauten des vergangenen Jahrhunderts und der Zwanziger Jahre verwerfen, so werden kommende Generationen einmal sich fragen, wie es möglich war, daß nach dem 2. Weltkrieg Millionen und Abermillionen für kirchliche Bauten ausgegeben worden sind, die nur für den

Augenblick gebaut waren: als Idee eines Architekten, ohne Beziehung zur kirchenbaulichen Tradition, schon nach kurzer Zeit, vom Künstlerischen her betrachtet, überholt und liturgisch weithin unbrauchbar.

Bestimmte Bauformen, die in einer langen Entwicklung ausgebildet worden sind, kann man nicht ohne Gefahr einfach über Bord werfen. In der Ostkirche baut man nun schon seit über tausend Jahren nach den gleichen Bauformen[8]. Nie gab es hier einen Bruch mit der Tradition wie er in der Gotik im Abendland stattgefunden hat.

Wie es also falsch ist, die Bindung an die Tradition aufzugeben, so falsch ist es sicher auch, vergangene Stilarten wieder zu übernehmen, wie man es im 19. Jh. gemacht hat. Es gibt jedoch Stilelemente und Bauformen, die allgemein gültig sind. Diese zu finden, wäre eine dankbare Aufgabe und zugleich die Voraussetzung für einen modernen Kirchenbau.

So lange wir diesen neuen Kirchenbaustil noch nicht gefunden haben, sollten wir keine Großbauten mehr errichten. Wir sollten uns bescheiden mit dem Bau von einfachen Kleinkirchen oder, wie vorgeschlagen, von Etage-Kapellen in den Hochhäusern. Wächst die Gemeinde, dann errichtet man in einem zweiten Hochhaus einen neuen Gottesdienstraum. Jedenfalls kommen diese Kirchen wesentlich billiger als die bisherigen Großbauten. Sie lassen sich zudem später einmal auch für andere Zwecke verwenden, so z. B. als Pfarrsaal.

Mehrere solcher Gottesdiensträume können zusammen eine Pfarrei bilden. Am Sonntag geht der Pfarrer (mit seinem Kaplan) in die betreffenden Hochhäuser um die heilige Messe zu feiern. Dadurch wird der Massenbetrieb in den bisherigen Mammut-Pfarreien unserer Großstädte vermieden, wo in den Pfarrkirchen am Sonntagvormittag meist ein Gottesdienst den anderen ablöst. Es wäre eine Rückkehr zum altkirchlichen Grundsatz, der heute noch streng in der Ostkirche beobachtet wird, daß jede Kirche nur einen Altar hat und daß an diesem Altar nur einmal am Tag das heilige Opfer gefeiert werden darf.

Es erübrigt sich in diesem Fall auch der Bau eines eigenen Pfarrhauses, da der Seelsorger in einem der Hochhäuser Wohnung beziehen kann. Auch Räume für die Jugendarbeit oder für einen Kindergarten könnten in den Hochhäusern vorgesehen werden. Die Kirche muß heute wieder zu den Menschen gehen und soll nicht warten, bis diese zu ihr kommen.

Noch ein Gesichtspunkt darf nicht übersehen werden: Die zum jeweiligen Gottesdienstraum — vielleicht wäre „Hauskirche" ein passender Ausdruck — gehörenden Gläubigen werden durch diese ihre eigene Hauskirche geistig stärker als bisher zusammenwachsen. Man sieht sich am Sonntag bei der Feier der heiligen Messe und kommt auf dem Weg zum Gottesdienst, sei es im Lift oder auf den Treppen und Gängen im Hochhaus, miteinander ins Gespräch, wie es ähnlich beim Kirchgang auf dem Dorf der Fall ist. Wie überhaupt die Hauskirche etwas vom Zusammengehörigkeitsgefühl des Dorfes, ein wichtiger Faktor in der Seelsorge, vermitteln kann

Das Erleben der Gemeinschaft bei der sonntäglichen Messe läßt die Schlichtheit der Hauskirche gern vergessen, genauer gesagt das Fehlen all dessen, was man bisher als zu einer Kirche gehörig betrachtet hat: der mächtige Bau und der hohe Turm mit seinen Glocken. Von Innerem der Hauskirche darf jedoch

---

[8]) Vgl. H. Hackel, Der Kirchenbau als Symbol, in: Der christliche Osten. Geist und Gestalt (Regensburg 1939) 245–258.

das Wort des Psalmes 44 gelten: „Omnis gloria eius ab intus", d. h. all ihre Pracht soll in ihrem Innern liegen, in ihrer Innenausstattung.

Ähnlich war die frühchristliche Basilika nach außen, zur Straße hin, kaum in Erscheinung getreten. Sie war nach außen hin fast immer schmucklos und regelmäßig noch ohne Turm. Das Innere jedoch war durch den Glanz der Mosaikbilder, durch die Pracht der Vorhänge und Lampen, die zwischen den Säulen angebracht waren, vor allem aber durch die kostbare Ausstattung des Altares und seines Baldachins der passende und würdige Rahmen für das heilige Geschehen[9]).

Die Zeiten sind bei uns vorbei, daß die Kirche nach außen hin mächtig in Erscheinung tritt, wie es im Mittelalter der Fall war, als die Bischöfe und Äbte zugleich auch Fürsten des Reiches waren. Nach der unglückseligen Zeit des Staatskirchentums kann die Kirche jetzt wieder darangehen, ihre eigentliche Aufgabe mehr als bisher zu erfüllen, die irrende Menschheit zu suchen und selbst, „immer mehr zu wachsen in der Erkenntnis der überragenden Liebe Christi, um erfüllt zu werden zur ganzen Fülle Gottes" (Eph 3, 15).

Die Zeiten sind sicher auch vorbei – wenigsten bei uns in Westeuropa – für große Kirchenbauten, die das äußere Zeichen für die bisherige Stellung der Kirche in der Welt waren. Es wird nun Sache der Kirche sein und zwar in ihrer Gesamtheit, nämlich der Bischöfe, Priester, Männer und Frauen, einen Prozeß der Verinnerlichung mitzumachen. Für diese Verinnerlichung wird es sicher von Vorteil sein, wenn die Gläubigen in kleineren Gemeinschaften zusammengekommen, um das Wort Gottes zu hören und die Feier des Herrenmahls zu begehen. In den Großstädten dürfte dies am besten, wie vorgeschlagen, in eigenen Hauskirchen in den Hochhäusern geschehen.

Regensburg *Dr. Klaus Gamber*

---

[9]) Vgl. St. Beißel, Bilder aus der Geschichte der altchristlichen Kunst und Liturgie (Freiburg i. Br. 1899).

LITURGISCHE ZEITUNG.

Die drei deutschsprachigen Liturgischen Institute Trier, Freiburg/Schweiz und Salzburg geben nun zusammen die liturgische Zeitung „GOTTESDIENST" heraus, die zweimal im Monat erscheinen wird. Zur Behandlung kommt darin kurz gefaßt der gesamte Themenkreis, wie er in der Liturgiekonstitution vorgegeben ist. Ein besonderer Vorteil liegt u. a. darin, daß möglichst rasche und vor allem zuverlässige Informationen auf dem Sektor der Liturgieerneuerung dem Leser zugeführt werden. Die bisherigen liturgischen Zeitschriften, so auch unser „Heiliger Dienst", verlieren damit keineswegs an Bedeutung, da sie die Möglichkeit bieten, umfassendere Aufsätze sowie jeweils eine Gesamtschau zu bringen. In diesem Sinne begrüßt auch unsere Schriftleitung diese neue liturgische Zeitung.